Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 29

Artikel: Der Brennhafen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642511

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ausersehen hat. Wieder beginnt das aufregende Spiel, das sich so lange fortsett, bis endlich alle vom Rönig gewählten Exemplare in Fesseln sind. -- Auf ein Zeichen des Königs öffnet sich wieder die Falltüre, und mit donnergleichem Getose, das Leittier vorauf, stürmen die Didhäuter wildtrampelnd ins Freie. Da ein furzes Schmerzgeheul ... die Berde stockt plötlich ... noch ist ein Teil der Tiere im Rral. Den entsetzten Zuschauern bietet sich ein grausiger Unblid. - Quer in der Deffnung der Fallture ift ein foloffaler Didhäuter fest eingekeilt ... wütend drängen die übrigen Elefanten nach ... leblos, zu unförmlicher Masse zerdrückt, sinkt der Riesenkörper nieder ... stampfend und tram= pelnd setzt der Rest der wilden Berde über die Leiche hinweg. In tollem Jagen hetzen sie dem nahen Dichungel zu, stürzen sich mit triumphierendem Geheul in die hochaufspritenden Fluten des Menams, schwimmen ans jenseitige Ufer ... und verschwinden im wirren Didicht des Urwaldes

Die Leichen der im Kampfgewühl des Krals erlegenen Ruffelträger werden, nachdem man sie des kostbaren Elsenbeins beraubt

hat, hinunter nach dem Menamstrome geschleift und dessen Fluten übergehen. Mit greulichen, widerlichen Aasgeiern bedeckt, sieht man sie später, in der Nähe von Bangkok, dem Golf von Siam zutreibend, wieder.

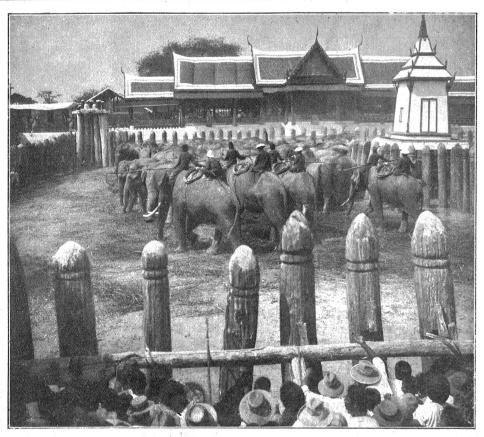
Aufs Geheiß des Königs werden die gefesselten Wildlinge mit Hilfe zahmer Elefanten, an die sie gekettet werden, in die königlichen Stallungen verbracht.

Um die Berletzungen, manchmal tiefe, flaffende Wunden, die von den Zähnen der zahmen Dickhäuter im Kralgetümmel den neu eingefangenen Tieren beigebracht wurden, zu heilen, mengen die Mahouts (Elefantenwärter) einen dickflüssigen Brei aus allerhand Heil- und Wunderkräutern. Mit langen Bambusstangen, an deren Enden Tücher aus Grasleinen, die in die heilwirkende Mischung getaucht werden, befestigt sind, betupfen sie alltäglich die Wunden, die nach dieser Behandlung schnell zuheilen.

Nachdem die Widerstandskraft der wilden Dichkäuter durch langes Fasten gebrochen wurde, nahen sich ihnen vorssichtig die Mahouts und legen ihnen ausgesuchte Elefantenslederbissen, wie Bananen, Maiskolben, Zuderrohr und andere vor. Nach Absauf etlicher Wochen wird selbst der bösartigste Sohn der Wildnis gezähmt sein.

Allerdings kommt es auch vor, daß kleine Elekantensbabies kapriziös jegliche Nahrungsaufnahme verweigern. An allen Bieren gefesselt, wird ihnen von den erkahrenen Wärtern gewalksam der Rachen geökknet, und mit entsblößtem Arm eine Handvoll zerdrückter Bananen bis in den Magen geschoben. Nach und nach an die neue Umgebung sich gewöhnend, lassen sich die widerspenstigen "Elekantchen" bald auf natürliche Weise füttern.

Endlich in die Sauptstadt Bangkok gebracht, werden die Elefanten den großartigen Stallungen des Königs einversleibt, der sich ihrer bei festlichen Umzügen und Prozessionen in der "erhabenen Stadt der Himmelsgeister" (so heißt Ban-kok auf deutsch) und auf Reisen ins Innere seines Landes bedient.



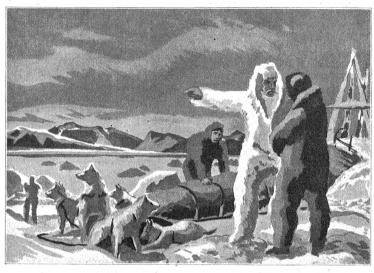
Elephantenjagd in Siam. Vom König entbotene Jäger im Kral.

Raum einen herrlicheren, imposanteren Anblick konnte es geben, als wenn der jüngst verstorbene König von Siam, der Herrscher des märchenhaften Landes des weißen Elefanten, mit seinem unermeßlichen Gefolge auf prunkvoll gesattelten Rüsselträgern eine Reise ins Innere seines Landes antrat.

Der Brennhafen.

"Was ist das? — Kenn ich nicht! — Was geht mich der Brennhafen, was geht mich der Schnaps an! Wenn ihn doch der Bauer mit aller Teufelsgewalt behalten will, warum ihm den nehmen? Wenn er partout Schnaps trinken will und ohne ihn nicht glaubt leben zu können, so soll man ihm doch den Schnaps lassen! Ich selbst brauche keinen Schnaps — abgesehen von meinem Gläschen Kirsch, oder was ich sonst noch im Krüglein habe — aber was andere, nötig haben zu ihrem Wohlbefinden, kann mir doch gleichs gültig sein, ich mische mich nicht gern in anderer Leute Ansgelegenheiten. Ich werde sedenfalls bei der Abstimmung zu Hause bleiben."

Der Mann, der so spricht — es hat leider Tausende von Gleichgesinnten — bedenkt nicht, daß er in einer Gemeinschaft lebt, in der jeder vom andern abhängig ist, in der jeder dem andern dienen muß. Streiken eines Morgens plößlich die Milchhändler, so fehlt Tausenden von Kindern an diesem Tage die frische Milch, werden die Kirschen zu Branntwein gebrannt, so fehlen sie auf dem Markte oder sind rar und keuer. Sollte unser bäuerliches Bolk und unsere Arbeiterschaft wieder wie zu Gotthelfs Zeiten von der Branntweinpest heimgesucht werden, dann könnten wir neue Armenhäuser, Irrenhäuser, Anstalten für Epileptische und Schwachsinnige bauen; schon heute ist da überall Blatzmangel, weil der Alkohol so kleizig für Nachwuchs sorgt. Dann aber würden auch die Steuern wachsen und dann — ja dann würde der oben zitierte Privatier ein anderes Register ziehen: "Das verfluchte Schnapssaufen! Fort mit dem Brennhafen aus dem Bauernhause!"



nansen machte seine Polarreise ohne Alkohol.

Unser Gedankengang ist keine Fiktion; er ist bestehende und werdende Wirklichkeit.

Im Jahre 1885 wurde bekanntlich das noch heute gültige Alkohol-Monopol eingeführt. Es belud sich mit dem Doppelzweck, die Schnapsnot von damals (man lese Gottshelfs "Dursli, der Branntweinsäufer" oder "Wie fünf Mädschen im Branntwein jämmerlich umkamen") zu bekämpfen und dem eidgenössischen Fiskus Einnahmen zu verschaffen. Vor dem Ariege hat das Alkohol-Monopol seine Doppelsaufgabe leidlich erfüllt. Die Bauern konnten nämlich das Obst zu guten Preisen exportieren und machten keinen überstriebenen Gebrauch von der Erlaubnis, Obst zu brennen. Diese Erlaubnis gewährt ihnen nämlich das Monopol von 1885. Sie erwies sich in der Folge als das Loch im Mosnopolsah, aus dem jeder Erfolg und Gewinn herausrinnt.

Während des Krieges schon bekam die Obstbennerei einen starken Impuls durch die Einfuhrsperre für Alkohol. Die Alkoholverwaltung war auf den einheimischen Alkohol angewiesen. Nach dem Kriege aber gingen die Grenzen wieder auf, und die Alkoholverwaltung glaubte, sich von den teuren Inlandpreisen, die ihr während des Krieges gewaltige Dessizite gebracht hatten, an dem fast zehnmal billigeren Ausslandsprit erholen zu dürfen. Da fiel ihr aber das Bauernssekretariat in den Arm und setzte die Abmachung durch, wosnach sie ihren Bedarf in erster Linie am inländischen Markte zu decken hatte und zwar zu einem "angemessenen", vom Bauernsekretariat errechneten Preise. Ia, nicht nur das, die Alkoholverwaltung mußte auch ein gewisses Abnahmesquantum garantieren. Im Obstjahre 1922 ging dieses Quanstum weit über den Bedarf der Berwaltung, und diese machte ein neues Millionendessit. Die Millionen flossen damals zu einem guten Teil in den Sack der Brenner, auf die Landwirtschaft entsiel nur ein kleiner Anteil.

Die Alkoholverwaltung hat schwer, sich von den das maligen Berlusten zu erholen. In letzter Linie litten und leiden noch unter dieser Defizitwirtschaft, verursacht durch das Loch im Monopol, die kantonalen Fürsorgeeinrichtungen, die Armenanstalten usw., denen die Gewinne aus dem Alskoholmonopol zugute kommen sollten. Während der Schnapsstonjunktur nämlich ist die Jahl der Brennereien mächtig angewachsen; zu den 35,000 kleineren Brennereien kamen noch 24 große Obstsprikfabriken, die für eine jährliche Produktion von 12,000 Hetschieren Schnapses — es sind wieder 13 Liter auf den Kopf der Bevölkerung — stammt aus diesen privaten Obstbranntweinbrennereien. Das Alkoholmonopol

erfaßt beute nur einen geringen Teil des produzierten Trink- und Brennsprites. Es gehen ihm so nicht nur die Einnahmen verloren, sondern es fann auch seinem Sauptzwede - das ist die Betämpfung des Schnapsgenusses - nicht mehr gerecht werden. Durch die private Obstspritindustrie, wie sie heute besteht, wird das Alkoholmonopol der Eidgenoffenschaft in seinen Wirkungen fattisch aufgehoben. Die Alkoholverwaltung kann sich nur dadurch zur Geltung bringen, daß sie den billigen Auslandsprit billig verkauft und so die einheimische Broduktion unterbietet. Dabei fordert sie aber den Schnapskonsum, statt daß sie ihn eindämmt und wird so in doppelter Beise gum volkswirtschaftlichen Unfinn: sie hilft mit, den Staat mit neuen Berbrechern, Armen, Rranten und Rrup= peln zu belasten, und vernichtet eine einheimische Industrie, die Spritindustrie.

Diese Zustände sind unhaltbar. Die Revision der Alkoholgesetzgebung mißlang 1923; die Bauern verwarfen die Borlage, weil sie ihnen das Recht der freien Obstbrennerei entreißen wollte. Und bei

der Verwerfung half mit die große Schar der unaufgeklärten, jeder alkoholgegnerischen Maßnahmen feindlich gesinnter Bürger. Diese stellten sich auf den eingangs charakterisierten Standpunkt: Geht mich nichts an, ich selber bin mäßig, mögen die andern machen, was sie wollen!

Die neue Borlage will den Bauern entgegenkommen, indem sie ihnen den Brennhafen im Hause läßt und ihnen ein bestimmtes Quantum Schnaps zum freien Gebrauch zubilligt; was über dieses Quantum hinausgeht, soll vom Monopol erfaßt werden. Durch eine starke Besteuerung des Trinksprites, d. h. also durch hohe Berkaufspreise, hofft man zu hohen Einnahmen für die Alkoholverwaltung zu kommen, und mit diesen und andern Einnahmen will man die Sozialsversicherung sinanzieren, die seit Jahrzehnten auf ihre Berwirklichung wartet.

Alle einsichtigen Bolkswirtschaftler und Politiker, die nicht bloß Standesinteresse vertreten, warnen vor dieser Lössung. Sogar im Schoße der Landwirtschaft verstärkt sich die Opposition. Eindrucksvoll legt in seinem "Appell ans Schweizervolk" Großrat Chr. Gerber, Berwalter in Holdersbank, die Gründe dar, die ihn zur Ablehnung der Borslage in der heutigen Form führen. Sein Gedankengang gipfelt in der Erkenntnis: "Der Schnapsist nicht des Bauern Freund!" Er folgert daraus: Die freie Brensnerei muß aufgehoben werden, die Obstverwertung muß auf eine rationellere Art als bisher geschehen; sie muß mehr als bisher auf alkoholfreie Methoden abstellen.

Zur Durchführung einer Alkoholrevision mit diesem Programm bedarf es einer großen Aufklärungsarbeit. Das beklagenswerte Resultat der Volksabstimmung von 1923 hat schlagend den Mangel an Erkenntnis in der Alkoholfrage beim Großteil unseres Volkes bewiesen. Sier muß eingesetzt werden.

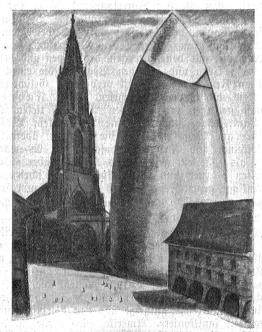
Jur rechten Zeit erscheint eine Serie von Wandbildern zur Volksaufklärung über gewisse Tatsachen aus der Alkoholsfrage, deren Kenntnis die Alkoholrevision mächtig zu försdern imstande sein könnte. Sie ist herausgegeben vom "Bersband zur Volksaufklärung über den Alkoholismus" und zu beziehen dei der Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne.

Welches sind diese Tatsachen?

Einmal die, daß durch die Gärung (und die Destilslation) Millionen von Nährmittelwerten zerstört werden. Zwei der Wandbilder stellen die Vorgänge im Gärmosts und im Süßmostfaß einander gegenüber. Wenn man den Most (irgend einen Fruchtsaft) gären läßt, wirft sich der Hespilz — das grüne Teufelchen im Faß — auf den Fruchtzucker und spaltet ihn in die beiden Gifte: die Kohlensäure, die als Gas aus dem Gärfaß entweicht, und den Alkohol,

^{*)} Bahlen aus der Broschüre von Bermalter Großrat Ch. Gerber, Solberbant.

der im Fasse zurückleibt, um von hier aus seine verderbe liche Wirksamkeit zu beginnen. Anders, wenn man durch Sterilisation den Hefepilz im Faß abtötet. Da bleibt der



Der Zuckerstock neben dem Berner Manster veranschaulicht die Zuckermenge, die beute durch die Gärung und die Destillation verloren geht.

Zuder dem Most und damit dem Bolke ein hochwertiges Nahrungsmittel erhalten. Die Menge von Zuder, die heute durch die Gährung und das Brennen von Obstsaft unserer Bolksernährung verloren geht, ist in dem riesigen Zudersstod neben dem Bernermünster (vergl. Abb. S. 457) versanschaulicht.

Der Süßmostverbrauch hat in letzter Zeit mächtig zusgenommen. Man hat heute Sterilisationsversahren, die dem Süßmost den frischen Geschmad erhalten und die den Liter Fruchtsaft, wie er von der Presse kommt, nur um wenige Rappen verteuren. Der Süßmost ist das Volksgetränk der Zukunft. Es fehlen ihm die Nachteile anderer alkoholfreier Getränke.

Den Konsum von Süßmost fördern, heißt die alkoholsfreie Obstverwertung unterstüßen, heißt, die erstrebte Alkoholsrevision möglich machen. Denn dem Großteil der Bauernschaft ist es nicht um die Erhaltung des Schnapses schlechtweg zu tun, sondern um die gewinnbringende Verwertung seines Obstes.

Es gibt zweifellos noch andere Methoden der altohol= freien Obstverwertung, die unterstütt werden sollten: der Konsum von Frischobst (billigere Frachten), das Dörren des Obstes, das Ronservieren, das Ginkochen zu Ronfiture und Und zwar sollten die Einrichtungen zur fabritmäßigen Serstellung von billiger Konfiture und billigen Fruchtsäften staatlich gefördert werden. Die ganze Bolks= ernährung muß möglichst alkoholfrei gestaltet werden. Die Alkoholverwaltung sollte sich auf dieses Ziel einstellen. Der fiskalische Zwed wurde auf dem direkteren Weg über die Volksgesundheit besser erreicht als auf dem Umweg über den Schnapsverkauf, der ja zunächst zu den hohen Soziallasten führt, zu deren Bekämpfung dann wieder die Altoholeinnahmen dienen sollen. Es ist der reinste Circulus vitiosus, den die heutige Alkoholgesetgebung in Szene sett: sie vertauft dem Bolk Schnaps — heute billiger als die einhei-mischen Brenner dies tun können —, um die schlimmen Folgen dieses Schnapses bekämpfen zu können; das Ausgabe= budget bedingt wieder das Einnahmebudget und dieses wieder das Ausgabebudget und so fort ad infinitum. Um diesen Widerfinn zu lofen, muß heute jeder einfichtige Bolksfreund mithelfen, den Brennhafen aus dem Bauernhaushalt ju entfernen. Er muß sich damit abfinden, daß sein Gläschen Rirsch etwas teurer wird. Die indirekte Steuer, die er hier zahlt, verringert die Armensteuer. Er muß mithelsen bei der Förderung der alkoholsreien Obstverwertung. Er muß seine Rinder und die heranwachsende Zugend Süßmost trinken lassen, muß in seinem Saushalt vermehrt frisches Obst und einheimische Ronfitüre gebrauchen. Er wird dann aber auch nicht daheim am Ofen sigen bleiben dürfen, wenn es gilt, einer so gemeinten Alkoholreform an der Urne verwirtslichen zu verhelsen.

—er.

Aus der politischen Woche.

Die schweizerisch-italienische Berstimmung.

Seit dem Zwischenfall in Genf, da italienische Fascisten eine Matteotti-Feier störten, hat sich so etwas wie eine Spannung zwischen Italien und der Schweiz eingestellt. Der "Secolo", ehedem liberal, heute ganz fascistisch orientiert, hatte schon zur Genfer Angelegenheit einen wenig freundlichen Ton angeschlagen. Er hatte durch einen prominenten Polititer, den ehemaligen Ministerpräsidenten Salandra, uns eine Lektion darüber erteilt, welche Grenzen die Demokratie

gegenüber Italien beachten muffe.

Nun hat dasselbe Blatt plötlich ein neues Thema aufgegriffen. Es behauptet, wir ließen das Tessin sorglos germanisieren, d. h. ließen es geschehen, daß Deutsche am Langensee und Luganersee sich Villen und Grundstücke antauften und sich breit machten; dies offenbar zu dem Zwede, hier strategische Stuppuntte in einem fünftigen Revanche= friege vorzubereiten. Auf eine erste Burudweisung Diefer lächerlichen Sprothese durch die schweizerische Bresse rudte das italienische Blatt mit Jahlen und Namen auf. Sie sollten beweisen, daß wirklich die Gefahr der Germanisierung des Kantons Tessin bestehe. Bon den im vergangenen Jahre getätigten Grundstüdankäufen fielen 90 Prozent auf Reichs= deutsche; es seien die und die Mitglieder der Sohenzoller= familie unter den Käufern; auch der Ex-Kronprinz und der Ex-Kaiser hätten beide die Absicht, sich im Tessin dauernd niederzulassen. Das könne Italien unmöglich geschehen lassen: benn es fonne einem Sausbesiger nicht gleichgültig sein, wenn der Nachbar jenseits des Gartenzaunes eine "Raubtiers züchterei" einrichte. Diese wahrhaft kindliche Suposition wurde vom "Bund" mit dem Sinweis auf die alte Fabel vom Wolf und Lämmlein gurudgewiesen; auch der Wolf habe nicht eher sein Sicherheitsgefühl finden können, als bis er das Lämmlein verschlungen hatte; die Hohenzoller mußten doch erft wieder ein Land und ein Beer haben, bevor sie Italien gefährlich werden könnten.

Nun glaubt die italienische Regierung durch eine offiziöse Kundgebung der zwecklosen und unerquicklichen Debatte ein Ende machen zu müssen. Sie schickt uns eine Note, worin sie auf die freundschaftlichen Gefühle ihres Chefs gegen die Schweiz und dessen wiederholten Erklärungen sicherer Freundschaft hinweist. Im übrigen hält sie daran fest, daß ihr die Güterkäuse der Reichsdeutschen im Kanton Tessin und "auf den die oberitalienischen Seen beherrschenden Hiegeln" nicht gleichgültig seien; in der "sorgfältigen Wachsamsteit an der Grenze" liege "der klare Beweis, daß Italien vor allem wünscht, daß nie eine Störung der guten Besziehungen zwischen Italien und der Schweiz vorkomme".

Die italienische Note wirkt nicht recht befreiend. Gerne vernehmen wir die erneute Bersicherung, daß das fascistische Italien keine Störung seiner guten Beziehungen mit der Schweiz wünscht. Aber wir können diese übertrieben "sorgsfältige Wachsamkeit" Italiens an der Tessiener Grenze nicht als notwendig und nützlich anerkennen. Und sollte die Wachsamkeit der Italiener gar Sicherungsmaßnahmen, wie strategische Bauten 20., an unserer Grenze zur Folge haben, dann würde sich der Zweck der italienischen Prespolemik klar enthüllen: die Germanenfurcht ist Vorwand zur Einsleitung eines Angriffes auf unseren Tessien.